



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Merimée über Heinrich Beyle (Stendhal).

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

leihe von 1849, deren jetziger Bestand 83,300 Thlr. Gold und 83,800 Thlr. Courant ist, also etwa $\frac{2}{3}$ Thlr. auf den Kopf der oldenburgischen Bevölkerung (nach der letzten Zahlung fast 282,000 Köpfe.) Indessen vermehrt sich diese Quote fast auf das Doppelte, wenn man die im Juli d. J. ausgeschriebene Anleihe von 140,000 Thlr. hinzurechnet, zu welcher sich das Herzogthum Oldenburg für sich allein, einem anschlagsmäßigen zweijährigen Deficit von 196,000 Thlr. gegenüber, entschlossen hat. Das Specialbudget des Herzogthums zeigt nämlich nach Einrechnung der 80 Proc. von den Centralausgaben, für 1853 1,018,500 Thlr. Ausgaben und 910,500 Thlr. Einnahmen, für 1854 979,000 Thlr. Ausgaben und 891,000 Thlr. Einnahmen auf. Die letzteren sind hinlänglich charakterisirt, wenn wir bemerken, daß die directen Steuern auf rund 200,000 Thlr., die indirecten aber bis zur Auflösung des Steuervereins auf 226,000 Thlr., dagegen von Neujahr 1854 an auf 360,000 Thlr. jährlichen Ertrages berechnet sind. Mit der Aufnahme Oldenburgs in den preussisch-deutschen Zollverein also, und mit den von da an giltigen höheren Tarifpositionen werden die Steuern in diesem Lande einstweilen unbedingt die größere Hälfte der Staatslasten tragen, während sie solange immer unter der Hälfte stehen geblieben sind. Von den Ausgabeposten der Specialbudgets braucht nicht besonders die Rede zu sein; es sind die überall gleichen Kosten der Verwaltung, der Rechtspflege, der Steuererhebung und der übrigen zahlreichen Functionen des modernen Staats.

Das Fürstenthum Lübeck hat ebenfalls für beide Jahre dieser Finanzperiode einem kleinen Deficit von beziehungsweise 37,000 und 3,900 Thlr. entgegenzusehen. Seine Einnahmen sind auf 126,000 und 137,400 Thlr., seine Ausgaben auf 163,000 und 143,300 Thlr. veranschlagt. Auch Birkenfeld befindet sich in einem voranschichtlichen „Fehlbetrag“ — so verdeutschet der amtliche Abdruck der Voranschläge — von 9,100 Thlr. für 1853 und 11,400 Thlr. für 1854. Seine Einnahmen stehen in beiden Jahren auf etwa 116,500 Thlr. fest. Seine Ausgaben betragen 125,600 und 127,800 Thlr. Im ganzen aber darf aus diesen anschlagsmäßigen Defecten noch lange nicht auf eine ungünstige materielle Lage der drei Länder geschlossen werden. Finanzkennner wissen recht gut, daß vorsichtige Minister gern die Einnahmen verkleinernd und die Ausgaben vergrößernd ansetzen, und daß die wahren Hilfskräfte eines Gemeinwesens durch einen zeitweiligen Mangel nicht im geringsten verdächtigt werden können.

Merimée über Heinrich Heyle (Stendhal).

Prosper Merimée, der Akademiker und jetzt auch Senator, ein Griechenfreund und Heide von Haus aus, ließ vor einigen Jahren eine kleine Schrift über Stendhal,

seinen verstorbenen Freund, drucken, welche nur in sieben oder acht Exemplaren für die intimen Bekannten des Verstorbenen ausgegeben worden. Wir sind in den Besitz dieser Schrift gekommen und wollen sie in einer wörtlichen Uebersetzung den Lesern der Grenzboten mittheilen. Diese wenigen Blätter haben nicht blos Interesse, weil sie von einem der talentvollsten Schriftsteller der neuern französischen Literatur handeln, sondern auch weil sie einen Blick in die Anschauungsweise Merimées gönnen. Wir begegnen hier dem geistvollen Schriftsteller, wie er sich in seinen vertraulichen Plaudereien zeigt, und der Leser kann sich einen vortrefflichen Begriff machen von der Art Merimées's, im kleinen Circle zu erzählen, es ist als ob ein Stenograph dem lebenswürdigen Erzähler nachgeschrieben hätte.

Beyle selbst hätte ein besseres Denkmal verdient, auch hat Balzac einen sehr anerkennenden Artikel über Stendhal und seine Werke geschrieben. Stendhal ist aus Balzacs Schule und kann unter den neuern Romanschriftstellern mit viel Recht neben Balzac genannt werden, obgleich er nur zwei Romane veröffentlicht hatte: *La chartreuse de Parme* und *Rouge et noir*. Seine Schrift *de l'Amour* und seine Reisen kommen jetzt wieder neu heraus, sowie seine Broschüre über Mozart und Shafespeare. Beyle war der erste, welcher gegen Racine in die Schranken trat und dem französisch-klassischen Jopf den Krieg machte. Seine Schriften verdienten eine ausführlichere Besprechung, und wir wollen einmal darauf zurückkommen, obgleich, wenn wir nicht irren, die Grenzboten schon einmal von *Rouge et noir* gesprochen haben. Wir wollen dann auch über Beyle selbst einiges nachtragen, was für den deutschen Leser Interesse haben könnte. Für heute begnügen wir uns mit der Anekdotensammlung Merimées und möchten blos im Vorbeigehen die deutschen Verleger auf die beiden Romane aufmerksam machen, von denen unseres Wissens noch keine deutsche Uebersetzung erschienen ist, und die doch verdienten, dem größern deutschen Lesepublicum vorgeführt zu werden.

„Es gibt eine Stelle in der *Odysee*, die mir oft ins Gedächtniß zurückkommt. Der Geist Elpenors erscheint Ulysses und verlangt von ihm die letzte Ehre:

Μή μ' ἀκλανστον, ἄθαπτον, ἰὼν ὄπισθεν καταλείπειν.

Nicht unbeweint, unbegraben verlaß mich, wann du hinweggehst.

Dank sei es den Polizeiverordnungen, heute fehlt das Begräbniß niemandem mehr; allein uns Heiden liegen auch Pflichten ob gegen unsere Todten, die nichts mit einer Verordnung der Straßenpolizei gemein haben. Ich habe drei heidnischen Begräbnissen beigewohnt: jenem von ††, der sich eine Kugel durch das Hirn gerannt. Sein Lehrer, ein großer Philosoph, und seine Freunde hatten Angst vor den ehrlichen Leuten und wagten es nicht zu sprechen; jenem von Nr. ††, der sich die Leichenreden verboten, und endlich jenem von Beyle. Wir fanden uns daselbst drei ein, aber so schlecht vorbereitet, daß uns sein letzter Wille unbekannt war. Ich fühlte jedesmal seither, daß wir gefehlt haben, wenn auch

nicht gegen unsern Freund, so doch gegen uns. Wenn einer unserer Freunde auf der Reise stirbt, so werden wir ein lebhaftes Bedauern fühlen, kein Lebewohl bei seiner Abreise gesagt zu haben. Eine Abreise, ein Tod müssen mit einer gewissen Feierlichkeit begangen werden, denn es ist etwas Feierliches darin. Dieses Etwas verlangt Epenor, er will nicht bloß ein wenig Erde, er verlangt eine Erinnerung.

Ich schreibe die folgenden Blätter um nachzuholen, was wir beim Begräbniß Beyles veräußert hatten. Ich will mit einigen seiner Freunde meine Eindrücke und Erinnerungen theilen.

In allem originell — und das ist in unserer Zeit der abgegriffenen Geldmünzen ein wirkliches Verdienst — bildete sich Beyle ein, liberal zu sein, während er in der Tiefe seiner Seele ein vollendeter Aristokrat gewesen. Er konnte die Albernheiten nicht ausstehen und hatte einen wüthenden Haß gegen Leute, die ihn langweilten, und er wußte sein Lebelang einen Bösen von einem Lästigen nicht recht zu unterscheiden. Er trug eine tiefe Verachtung für den französischen Staat zur Schau, und er war bereit, alle Fehler hervorzuheben, deren man unsere große Nation ohne Zweifel mit Unrecht beschuldigt: Leichtfertigkeit, Unüberlegtheit, Unfolgerichtigkeit in Worten und Handlungen. Im Grunde besaß er diese Mängel im selben Grade, und um nur von der Unbesonnenheit zu reden, schrieb er einmal an M. aus ... einen Brief in Chiffren und legte den Schlüssel in demselben Briefe bei.

Er war sein Lebelang nur durch seine Einbildungskraft beherrscht und machte alles plötzlich und mit Enthusiasmus. Und doch that er sich zu Gute darauf, bloß seinem Verstande zu folgen. „Man muß sich in allem durch die Logik leiten lassen“, sagte er, indem er eine Pause zwischen den beiden Silben machte. Aber er litt es ungeduldig, daß die Logik der andern nicht auch die seinige war. Er discutirte übrigens nie. Die ihn nicht kannten, schrieben einem Uebermaße von Stolz zu, was vielleicht bloß Achtung vor der Ueberzeugung anderer gewesen. „Sie sind eine Krage und ich bin eine Ratte“ pflegte er zu sagen, um einer Discussion ein Ende zu machen.

Eines Tages wollten wir miteinander ein Drama machen. Unser Held hatte ein Verbrechen begangen und war von Gewissensbissen gequält. „Was thut man, um sich von Gewissensbissen zu befreien?“ sagte Beyle. Er überlegte einen Augenblick und rief: „Man muß eine Schule des wechselseitigen Unterrichts gründen.“ Unser Drama kam nicht weiter.

Er hatte keinerlei religiöse Gedanken, oder wenn er welche hatte, so legte er ein Gefühl des Zornes und des Grolles gegen die Vorsehung hinein: „Gott entschuldigt bloß“, sagte er, „daß er nicht existirt.“ Einmal stellte er bei Madame P. folgende kosmogonische Theorie auf: „Gott war ein sehr geschickter Mechaniker. Er arbeitete Tag und Nacht an seiner Unternehmung, sprach wenig

und erfand unaufhörlich, bald eine Sonne, bald einen Kometen. Man sagte ihm: aber schreiben Sie doch Ihre Erfindungen auf! Es wäre Schade, wenn das zu Grunde ginge. Nein, antwortete er, nichts ist noch bis zu dem Punkte gediehen, wo ich es haben möchte. Lasset mich meine Entdeckungen vervollkommen und dann Eines schönen Tages starb er plötzlich. Man holte schnell seinen einzigen Sohn, der bei den Jesuiten studirte. Es war ein sanfter, fleißiger Junge, der nichts von Mechanik verstand. Man führte ihn ins Atelier seines seligen Vaters. „„Schnell ans Werk, es gilt die Welt zu leiten!““ Der Arme war sehr verlegen und fragte: „„Wie that mein Vater?““ „„Er drehte dieses Rad, er machte dies, er machte jenes.““ Der Sohn dreht an den Rädern und alle Maschinen gehen in die Krümme und in die Quere.

Beyle sagte mir, er habe ein Drama aus dem Leben von ** gemacht. Er hatte ihn als ein einfaches reines Gemüth dargestellt voll Empfindsamkeit und Zärtlichkeit, aber unfähig, den Menschen zu gebieten. ** beutete im Drama die Lehren von X zu seinem Vortheil aus. „Kommt Liebe darin vor?“ fragte ich ihn. „Viel“. „Und **, der theure Jünger?“ Beyle behauptete, daß alle großen Männer bizarre Gelüste hatten, er citirte Alexander, Cäsar, zwanzig italienische Päpste, und er wollte wissen, daß selbst Napoleon Neigung für einen seiner Adjutanten gefühlt.

Es war schwer zu wissen, was er eigentlich von Napoleon hielt. Er war stets der entgegengesetzten Meinung mit jener, die man von ihm aufstellte. Bald sprach er von ihm als von einem Emporkömmling, der durch seinen Flitter verblendet stets gegen die Gesetze der Logik verstieß. Ein anderes Mal legte er fast vergötternde Bewunderung an den Tag. Er war bald Frondeur wie Courier, bald servil wie Las Casas. Die Männer des Kaiserreichs wurden ebenso verschieden behandelt wie ihr Gebieter.

Er gestand die Bezauberung zu, welche der Kaiser auf alles ausübte, was ihm nahe kam. „Und auch ich war von heiligem Feuer entbrannt“ sagte er, „man hatte mich nach Braunschweig geschickt, um eine außerordentliche Abgabe von fünf Millionen zu erheben; ich hatte sieben eingetrieben und war nahe daran, von der Canaille, welche mein übertriebener Eifer in Aufruhr setzte, todtgeschlagen zu werden. Allein der Kaiser fragte, wer der Auditeur gewesen, der das gethan und er sagte: „das ist gut.“

Wir hörten ihn gern von den Feldzügen sprechen, die er mit dem Kaiser gemacht. Seine Erzählungen glichen selten den officiellen Berichten. In einer sehr warmen Affaire redete Napoleon seine Soldaten an, welche im Begriff waren auseinander zu stäuben; es geschah in folgenden Ausdrücken: „vorwärts! Sacré nom de Dieu, ich habe einen H — rund wie ein Apfel!“ „Im Augenblicke der Gefahr,“ meinte Beyle, „erschien das als eine gewöhnliche Anrede und ich bin überzeugt, daß Cäsar und Alexander bei solchen Gelegenheiten ebenso große Dummheiten gesagt.“

Von Moskau weg befand sich Beyle am Abende des dritten Tages des Rückzuges mit ungefähr funfzehnhundert Mann vom Gros der Armee durch ein beträchtliches russisches Corps abgeschnitten. Man verbrachte einen Theil der Nacht damit wehzuklagen, dann munterten die Energischen die Feiglinge auf und suchten sie zu bewegen, sich mit dem Schwerte in der Hand einen Weg zu bahnen, sowie der Tag gestattete, den Feind wahrzunehmen. Eine andere Gattung militärischer Anrede: „*Tas de canailles, ihr werdet alle todt sein morgen, denn ihr seid zu sehr jean f —, um das Gewehr zu ergreifen und euch seiner zu bedienen u. s. w.*“ Diese sublimen Worte hatten ihren Eindruck nicht verfehlt und mit Tagesanbruch rückte man entschlossen auf die Russen los, deren Bivouacfeuer man noch brennen sah. Man gelangt unentdeckt hin und findet einen Hund ganz allein. Die Russen waren während der Nacht fortgezogen.

Während des Rückzuges hatte Beyle nicht zu sehr an Hunger gelitten, doch war es ihm platterdings unmöglich sich zu erinnern, wie er sich zu essen verschafft und was er gegessen. Doch erinnerte er sich eines Stückes Anschlitt, wofür er zwanzig Franken bezahlte und dessen er mit vieler Wonne gedachte.

Er hatte aus Moskau den Band von Voltaires Schwänken in rothen Maroquin gebunden mitgebracht, den er in einem brennenden Hause genommen. Seine Kameraden fanden diese Handlung leichtfertig: eine prächtvolle Ausgabe zu verstümmeln! Er selbst fühlte eine Art von Gewissensbissen darüber.

Eines Morgens unweit von der Beresina stellte er sich Herrn D. rasirt und mit einiger Sorgfalt gekleidet, vor. „Sie haben sich den Bart rasirt!“ sagte ihm Herr D. „Sie sind ein muthiger Mann.“

Herr B., Staatsrathsauditeur erzählte mir, daß er Beyle das Leben verdanke. Die Ueberfüllung der Brücken voraussehend, hatte ihn dieser gezwungen, die Beresina am Tage vor der Niederlage zu passiren. Er mußte nahezu Gewalt anwenden ihn zu bewegen einige hundert Schritte zu machen. Herr B. lobte die Kaltblütigkeit Beyles und seinen richtigen Sinn, der ihn nie verließ, selbst in Augenblicken, wo die Entschlossnen den Kopf verloren.

Im Jahre 1813 war Beyle unfreiwilliger Zeuge von der Unordnung einer ganzen Brigade die unvermuthet von fünf Kosacken angegriffen wurde. Beyle sah ungefähr zweitausend Menschen die Flucht ergreifen und darunter fünf Generale, die er an ihren gestickten Hüten erkannte. Er lief wie die andern, aber schlecht, weil er nur einen Fuß bekleidet hatte und den andern Stiefel in der Hand trug. In diesem ganzen französischen Corps befanden sich blos zwei Soldaten, welche den Kosacken Stand hielten: ein Gendarme, Namens Menneval, und ein Recrut, welcher das Pferd des Gendarmes niederschoss, indem er auf den Kosacken schießen wollte. B. wurde beauftragt, diese Geschichte dem Kaiser zu erzählen, der sie mit innerer Wuth anhörte, indem er eine jener Riesenstangen drehte, welche dazu dienen die Salousten zu befestigen. Man suchte den Gendarmen

auf, um ihm das Kreuz zu geben; allein er versteckte sich und leugnete anfänglich, bei dieser Affaire gegenwärtig gewesen zu sein, überzeugt, daß nichts schlechter sei, als bei einer Niederlage bemerkt zu werden. Er glaubte, man wolle ihn todtschießen lassen.

Ueber die Liebe war Beyle noch beredter als über den Krieg. Ich habe ihn nie anders als verliebt gesehen oder indem er glaubte, es zu sein. Aber er hatte zwei Leidenschaften (amours-passions wie er sich ausdrückte), von denen er nie geheilt worden. Die eine, die ältere glaube ich, wurde ihm von Madame ** eingeflößt, damals im vollen Glanze ihrer Schönheit. Er hatte viel mächtige Herren zu Nebenbuhlern, unter andern einen General, der sehr in Gunst stand und eines Tages seine Stellung benutzte um Beyle zu zwingen, das Feld zu räumen. Am selbigen Abend wußte Beyle dem General eine Fabel von seiner Composition in die Hand zu spielen, in welcher er ihm eine allegorische Herausforderung zuschickte. Ich weiß nicht ob die Fabel verstanden worden, aber ihre Moral wurde nicht angenommen und Beyle erhielt einen derben Verweis von Herrn D., seinem Verwandten und Beschützer. Dies verhinderte ihn aber nicht, seine Verfolgungen fortzusetzen. Im Jahre 1836 erzählte mir Beyle diese Begebenheit eines Abends unter den großen Bäumen der Promenade von Laon. Er fügte hinzu, daß er soeben von Madame ** käme, die damals siebenundvierzig Jahre alt gewesen und daß er sich ebenso verliebt gefühlt wie am ersten Tage. Beide hatten in der Zwischenzeit manche Leidenschaft gehabt. „Wie können Sie mich noch in meinem Alter lieben?“ fragte sie. Er bewies es ihr sehr wohl und nie habe ich ihn so bewegt gesehen. Er hatte Thränen im Auge als er mit mir sprach.

Seine andere „Liebesleidenschaft“ wurde ihm durch eine schöne Mailänderin Madame † † † eingeflößt. Trotz der Ehrlichkeit der Italienerinnen, welche Beyle stets der Coquetterie unserer Frauen entgegenhielt, hinterging ihn Madame † † † auf die unwürdigste Weise. Sie wußte ihm einzureden, daß ihr Gemahl, der gutmüthigste Mensch der Welt, ein Ungeheuer von Eifersucht sei. Sie zwang ihn sich in Turin zu verstecken, weil seine Gegenwart in Mailand sie ins Verderben stürzen würde, wie sie sagte. Alle zehn Tage einmal, im strengsten Winter, kam Beyle ganz incognito nach Mailand, versteckte sich in einer schlechten Herberge und wurde des Nachts zu seiner Schönen von einer Kammerjungfer geführt, die er sehr wohl bezahlte. Dies dauerte einige Zeit und stets unter Vorsichtsmaßregeln ohne Ende. Die Kammerjose hatte Gewissensbisse und gestand ihm, daß man ihn hintergehe und daß man ebenso viele Anbeter habe, als er Tage im Exile schmachte. Anfangs wollte er nichts glauben, doch endlich nahm er das Anerbieten eines Versuches an. Man versteckte ihn in ein Cabinet und von da aus sah er durch ein Schlüsselloch den abscheulichsten Beweis vor sich. Beyle sagte mir, daß das Eigenthümliche der Sache und die Lächerlichkeit

der Lage ihn anfänglich in tolle Heiterkeit versetzten, und daß er alle Mühe hatte, die Schuldigen nicht durch schallendes Gelächter aufzuheben und er fühlte sein Unglück erst nach einiger Zeit. Die Ungetreue, die er statt aller Strafe ein wenig verhöhnzte, suchte ihn zu bengen, verlangte auf den Knien seine Verzeihung und folgte ihm in dieser Attitüde durch eine lange Galerie. Stolz verhinderte ihn zu vergeben, und er klagte sich später mit Bitterkeit deshalb an, indem er sich der leidenschaftlichen Geberde von Madame † † † erinnerte. Nie war sie ihm so begehrenswerth erschienen, nie hatte sie so viel Liebe gezeigt. Er hatte dem Stolz das größte Vergnügen (plaisir, wie *Merimée* sagt) geopfert, das er mit ihr hatte genießen können. Achtzehn Monate war er trostlos. „Ich war verstummt,“ sagte er. „Ich dachte nicht mehr. Ich war unter einer unerträglichen Last gebeugt, ohne mir klare Rechenschaft geben zu können von dem, was in mir vorging. Es ist das größte Unglück, es beraubt aller Energie. Später, als ich ein wenig von dieser drückenden Schwäche mich erholt hatte, empfand ich eine sonderbare Neugierde, alle ihre Untreuen zu kennen. Ich ließ mir alle Einzelheiten davon erzählen. Das verursachte mir ein schreckliches Leid, aber ich empfand ein gewisses physisches Vergnügen, sie mir in allen Situationen vorzustellen, in denen man sie mir beschrieb.“

Beyle schien mir stets von der unter dem Kaiserreiche stark verbreiteten Idee durchdrungen, daß jede Frau mit Sturm genommen werden könne und daß es Pflicht eines jeden Mannes sei zu versuchen. „Besitzen Sie sie, das ist es, was Sie ihr zunächst schuldig sind“ — sagte er mir, wenn ich ihm von einer Frau sprach, in die ich verliebt gewesen. Eines Abends erzählte er mir, daß die Gräfin ** ihm *voilà* statt *oui* gesagt, und er fragte mich, ob er sie nicht mit Gewalt nehmen müsse. Ich munterte ihn sehr dazu auf.

Ich habe niemand gekannt, der mit mehr Unständigkeit und Höflichkeit die Kritiken seiner Werke aufnahm. Seine Freunde sprachen mit ihm immer ohne alle Schonung. Mehrere Male schickte er mir verschiedene Manuscripte, die er schon *Victor Jacquemont* mitgetheilt hatte und welche mit Randnoten zurückgekommen waren, wie diese: „Abscheulich, Hausmeisterstil u. s. w.“ Als er sein Buch über die Liebe erscheinen ließ, machte man sich, und im Grunde sehr ungerecht, um die Wette darüber lustig. Niemals änderten diese Kritiken etwas an seinen Verbindungen mit seinen Freunden.

Er schrieb viel und arbeitete lange an seinen Werken. Aber statt deren Ausführung zu verbessern, gestaltete er den Plan um. Wenn er die Fehler der einen Bearbeitung wegließ, so geschah es nur, um andere zu machen, denn ich wußte nicht, daß er es je versucht habe, seinen Stil zu verbessern. So zerstrichen auch seine Manuscripte gewesen, man kann sagen, daß sie stets im ersten Wurf geschrieben waren.

Seine Briefe sind reizend, es ist seine Conversation selbst.

Er war sehr heiter in der Welt, oft nährisch und vernachlässigte zu sehr die Schickslichkeiten und die Empfindlichkeiten. Obgleich er selbst Schonung für niemand kannte, war er doch leicht durch ein Wort verletzt, das ohne Bosheit entschlipfte. „Ich bin ein junger Hund,“ sagte er mir, „der spielt und man beißt mich.“ Er vergaß, daß er zuweilen selbst biß und ganz fest. Er begriff es eben gar nicht, daß man eine andere Meinung von den Dingen haben könne, als er selbst. So zum Beispiel konnte er niemals glauben, daß es wirklich Fromme gebe. Ein Geistlicher und ein Royalist waren stets Heuchler für ihn.

Seine Meinungen über die Künste und die Literatur haben als kühne Kezereien gegolten, als er sie vorbrachte. Heute haben einige dieser Urtheile das Ansehen von Wahrheiten des Herrn de la Palisse (handgreifliche Wahrheiten). Als er Mozart, Cimarosa und Rossini über die Fabrikanten komischer Opern in unserer Jugendzeit stellte, brachte er einen wahren Sturm hervor. Damals klagte man ihn besonders an, keine französischen Gefühle zu haben.

Und doch ist er sehr Franzose in seinen Meinungen über die Malerei, trotzdem er vorgibt, sie als Italiener zu beurtheilen. Er würdigt die meisten mit französischen Ideen, das heißt vom literarischen Standpunkte. Die Gemälde der italienischen Schule werden von ihm geprüft, wie Dramen. Dies ist auch die Art, in Frankreich zu urtheilen, wo man weder das Gefühl der Form, noch einen angeborenen Geschmack für die Farbe hat. Es gehört eine besondere Empfänglichkeit und eine lange Übung dazu, um die Form und die Farbe lieben zu lernen. Beyle schreibt einer Madonna von Raphael dramatische Leidenschaften zu. Ich hatte ihn immer beargwohnt, daß er die großen Maler der lombardischen und florentinischen Schule liebe, weil deren Werke ihn an Dinge denken ließen, an welche die Meister ohne Zweifel niemals gedacht hatten. Es ist den Franzosen eigen, alles mit dem Biß zu beurtheilen. Doch ist billig hinzuzufügen, daß es keine Sprache gibt, die im Stande wäre, die Feinheit der Form oder die Verschiedenheit der Wirkungen der Farbe wiederzugeben. Weil man nicht ausdrücken kann, was man empfindet, beschreibt man andere Empfindungen, die von aller Welt verstanden werden können.

Beyle hat mir immer sehr gleichgiltig gegen die Architektur geschienen und er hatte über diese Kunst bloß erborgte Ideen. Ich glaube ihn gelehrt zu haben, eine romanische Kirche von einer gothischen zu unterscheiden und was mehr ist, beide zu betrachten. Er warf unsern Kirchen vor, traurig zu sein.

Er begriff die Sculptur von Canova besser, als jede andere, selbst als die antiken Statuen; vielleicht weil Canova für Schriftsteller gearbeitet hatte. Er ist mehr mit den Ideen beschäftigt, die er in einem gebildeten Geiste erweckt, als mit dem Eindrucke, den er auf ein Auge hervorbringt, das die Form liebt und versteht.

Die Poesie war für Beyle ein verschlossenes Buch. Es geschah ihm oft,

daß er französische Verse verstümmelte, die er citirte. Er kannte weder das Metrum noch die Accentuirung der englischen und italienischen Verse, und doch war er für gewisse Schönheiten von Shakspeare und Dante empfänglich, die innig mit der Form des Verses verbunden waren. Er hat sein letztes Wort über die Poesie in seinem Buche über die Liebe gesagt: „Die Verse wurden erfunden, um dem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen; sie in der dramatischen Kunst beizubehalten, ist ein Ueberrest von Barbarei.“ Racine mißfiel ihm in hohem Grade. Den großen Vorwurf, den wir diesem gegen 1820 gemacht, ist, daß er gegen „die Sitten“ verstoße oder, wie wir in unserem romantischen Jargon sagten, gegen die Localfarbe. Shakspeare, den wir stets Racine entgegen hielten, hat in dieser Beziehung noch hundertmal größere Verstöße gemacht. „Aber, sagte Beyle, „Shakspeare hat das menschliche Herz besser gekannt. Es gibt kein Gefühl, keine Leidenschaft, die er nicht mit wunderbarer Wahrheit geschildert hätte. Das Leben und die Individualität seiner Persönlichkeiten erheben ihn über alle dramatische Schriftsteller“. Und Molière? antwortete man. „Molière ist ein Spitzbube, der den „Courtisan“ nicht aufführen wollte, weil Ludwig XIV. ihn nicht gut fand.“

Im Leben hatte Beyle eine Reihe von allgemeinen Maximen, die man unbedingt beobachten müsse, ohne sie weiter zu discutiren, sagte er, sowie man sie einmal als bequem erkannt. Er gestattete kaum zu prüfen, ob der specielle Fall auf eine seiner allgemeinen Theorien passe.

Bis zu dreißig Jahren wollte er, daß ein Mann, der sich mit einer Frau allein befindet, versuche, bei ihr anzukommen. Dies gelingt einmal unter zehn Versuchen, meinte er, und die Aussicht, einmal zu reussiren, verlohnt wohl der Mühe, sich neun Niederlagen gefallen zu lassen. Niemals eine Lüge verzeihen; nie etwas bereuen; bei der ersten Gelegenheit Händel ansfangen beim Eintritte in die Welt, sind einige seiner Maximen.

Er machte sich über mich lustig, als er sah, daß ich zu fünfundzwanzig Jahren Griechisch studirte. „Sie sind auf dem Schlachtfelde“, sagte er mir, „jetzt ist nicht mehr der Augenblick, Ihr Gewehr zu pußen, jetzt müssen Sie schießen.“

Er hatte wie viele andere in seiner Jugend an falscher Scham gelitten. Es ist für einen jungen Mann schwer, in einen Salon zu treten. Er bildet sich ein, daß man ihn betrachte und fürchtet immer, nicht correct zu sein. „Ich rathe Ihnen, sagte er mir, mit der Attitude einzutreten, welche Sie der Zufall im Wohnzimmer nehmen ließ, schicklich oder nicht, das ist gleichviel. Seien Sie wie die Statuen des Commandeurs und wechseln Sie Ihre Haltung erst, wenn die Bewegung des Eintritts vorüber ist.“ Er hatte ein anderes Recept für die Duelle: „während man auf Sie zielt, betrachten Sie einen Baum und bemühen Sie sich, die Blätter daran zu zählen.“

Er liebte gute Kost: doch schien ihm die Zeit verloren, die man bei Tische verbrachte, und er wünschte, daß, indem man des Morgens einen Bissen verschlang, man den ganzen Tag nicht mehr vom Hunger geplagt werde. Heute ist man Feinschmecker und rühmt sich dessen. Zur Zeit Beyles machten die Männer auf Energie und Muth Anspruch. Wie sollte man auch zu Felde ziehen, wenn man Gastronom ist.

Die Polizei des Kaiserreichs drang überall hin, wie man behauptete, und Fouché wußte alles, was man in den Salons von Paris sagte. Beyle war überzeugt, daß dieses riesenhafte Spionirsystem seine geheime Gewalt behalten habe. Er umgab sich auch mit den kleinlichsten Vorsichtsmaßregeln selbst für die gleichgiltigsten Handlungen.

Niemals schrieb er einen Brief, ohne mit einem erdichteten Namen zu unterzeichnen: Cesar, Bombet, Cottonet u. s. w. Er datirte seine Briefe aus Abeille statt aus **, und oft begann er mit einer Phrase wie folgende: „Ich habe Ihre rohe Seide empfangen und habe sie in die Magazine bringen lassen, bis sie eingeschifft werden soll.“

Alle seine Freunde hatten einen Kriegsnamen und niemals nannte er sie anders. Niemand wußte genau, mit was für Leuten er verkehrte, was für Bücher er geschrieben, was für Reisen er gemacht hatte.

Ich bilde mir ein, daß irgend ein Kritiker des zwanzigsten Jahrhunderts die Bücher Beyles entdecken werde unter dem Wuste der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, um ihnen die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die sie bei ihren Zeitgenossen nicht gefunden. So ist Diderots Ruf im neunzehnten Jahrhunderte größer geworden, und so wurde Shakespeare, vergessen zur Zeit von Saint-Evremond, durch Garrick wieder entdeckt. Es wäre zu wünschen, daß die Briefe Beyles eines Tags veröffentlicht würden; sie würden einen Mann bekannt und lieben machen, dessen Geist und dessen vortreffliche Eigenschaften nur mehr im Gedächtnisse einer kleinen Anzahl von Freunden lebten.

Das Christenthum und die Religion der Zukunft.

Christenthum und Humanismus. Oder das religiöse Bewußtsein Jesu und die Erlösungsthatsache des Christenthums. Von Ludwig Noack. — Rudolstadt, Fröbel. —

System des christlichen Lebens. Von Dr. Wilhelm Böhmmer, Professor der evangelischen Gottesgelahrtheit und Consistorialrath zu Breslau. — Berlin, Korn.

Zu verschiedenen Zeiten hat man sich Mühe gegeben, die abweichenden Bildungselemente, aus deren Neutralisation in unserer Zeit dasjenige hervorgegangen